

Ich entspannte die Schultern. Hielt die Augen geschlossen. Nein, ich würde nicht zulassen, dass sie mich kriegten.

»Du sollst bleiben, wo du bist, hab ich gesagt!« Hinter mir wurde es unruhig; es hörte sich an, als würden meine Verfolger losstürmen, um mich doch noch zu fassen, bevor es zu spät wäre.

Dabei *war* es zu spät.

Ich streckte das rechte Bein vor, ins Nichts, holte Schwung und sprang. Ich vernahm einen Schrei. *Was* geschrien wurde, konnte ich nicht verstehen. Nichts als den heulenden Wind hörte ich, der mir um die Ohren rauschte, während ich ins Nichts stürzte. Das Gefühl des freien Falls drehte mir den Magen um und ich verspürte einen Brechreiz in der Kehle. So fest ich konnte, presste ich die Zähne aufeinander, bis mir der Kiefer wehtat.

Dann empfing mich das eisige Flusswasser mit einer frostigen Umarmung und nahm mir den Atem.

Kapitel 2

Mit einem Ruck schnellte ich im Bett hoch. Mein Brustkorb hob und senkte sich in rasender Geschwindigkeit – er verlangte nach Sauerstoff. Ich sah mich um. Keine Spur eines Abgrunds und auch nicht von irgendwelchen Mördern, die mir auf den Fersen waren. Ich war allein, in Sicherheit, wohlbehütet in der Geborgenheit meines Zimmers, und das Einzige, was mir Gesellschaft leistete, waren die Poster meiner Lieblingsbands. Mit einem Seufzer ließ ich mich zurück in die Kissen sinken.

Ich hatte einen Albtraum. Es war einfach nur ein Albtraum.

Meistens vergaß ich gleich nach dem Aufwachen, was ich geträumt hatte. Ich konnte mich einfach nicht mehr erinnern. In jener Nacht aber war es anders. Immer wieder war ich von seltsamen Träumen heimgesucht worden. Ich sah mich selbst wie in einem Film, bewegte mich, ohne kontrollieren zu können, was ich tat oder sprach, ohne abwägen zu können, was ich sagte, und fühlte dabei aber genau, was das Ich meiner Träume empfand, und sah so klar und deutlich, was dieses Ich sah, als würde ich es mit meinen eigenen Augen sehen. Es war, als würde ich im Körper eines Fremden stecken und mich von einem Leben leiten lassen, das nicht meines war.

Absurd, ich weiß. Und trotzdem ... diese Träume waren so real, dass sie mir Angst machten.

Ich schüttelte den Kopf, um meine Gedanken zu verscheuchen, und schwang die Beine aus dem Bett. Als ich mich streckte, verspürte ich einen stechenden Schmerz im Nacken. Ich musste wohl irgendwie komisch gelegen haben. Na super, das hatte mir gerade noch gefehlt.

Ich war gerade aufgestanden, als meine Zimmertür mit einem Schlag aufflog und sich die mollige Gestalt meiner Tante Jane im Türrahmen abzeichnete. Aufgebracht fuchtelte sie mit einem ihrer heißgeliebten Klatschblätter in der Luft herum.

»Ist das zu fassen?! Eine Schande ist das!«, donnerte sie los. »Ich verstehe einfach nicht, warum die Regierung nicht ein für alle Mal etwas unternimmt!«

Ihre unpassenden Auftritte waren mir so vertraut, dass ich mir gar nicht erst die Mühe machte, so zu tun, als wäre ich überrascht. Egal, ob acht Uhr morgens oder zehn Uhr abends – wenn irgendetwas sie vor den Kopf stieß oder wütend machte, verspürte sie die unbedingte Notwendigkeit, sich bei mir abzureagieren, und meine geschlossene Zimmertür hielt sie nicht im Geringsten davon ab.

»Danke, dass du angeklopft hast. Und ja, du kannst reinkommen.«

»Die Sache wird langsam wirklich bedenklich, Kyle«, sagte Tante Jane und tat, als hätte sie mich überhaupt nicht gehört. Mit zwei langen Schritten war sie bei mir. Die Schnelligkeit, mit der sie sich trotz ihrer Körperfülle bewegte, erstaunte mich immer wieder.

»Heute Vormittag noch werde ich mit dem Stabschef des Weißen Hauses sprechen! Wir können das einfach nicht länger hinnehmen!«

Um ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen, wischte sie mit der wehrlosen Zeitschrift erneut durch die Luft; ihre Hiebe hinterließen allmählich Spuren, das Blatt war nur noch eine amorphe Sammlung zerknitterter Seiten. Aber so war sie eben. Eine Skandalnudel, die hoffnungslos zur Übertreibung neigte. Ich aber vergötterte sie. Es war mir egal, dass sie wie eine Furie in mein Zimmer fegte oder damit drohte, einen landesweiten Skandal vom Zaun zu brechen.

Ich mochte sie so sehr, dass ich ihr einfach alles verzieh.

Tante Jane war die einzige Verwandte, die ich noch hatte. Meine Eltern waren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, als ich acht Jahre alt war, und sie, die beste Freundin meiner Mutter, hatte mich kurz nach dem Tod meiner Eltern adoptiert. Seitdem kümmerte sie sich um mich - und sie erzog und verhätschelte mich, als wäre ich ihr eigener Sohn.

Obschon sie die vierzig längst überschritten hatte, hatte sie die glatte und makellose Haut einer Zwanzigjährigen. Ihr Gefallen an schönen Kleidern hatte sie zur Muse der Modeschöpfer gemacht und auf zahlreiche Titelblätter internationaler Zeitschriften befördert, und ihr Urteil darüber, wer was zu welchem besonderen Anlass tragen sollte, war vielbeachtet. Abgesehen davon bestand ihre Hauptbeschäftigung darin, sich die Nägel zu maniküren, an exklusiven Kaffeekränzchen mit ihren ebenfalls exklusiven Freundinnen teilzunehmen und zu shoppen, bis ihre VISA Card PLATINUM anfang zu rauchen.

Das und natürlich noch viel mehr als das konnte sie sich auch erlauben. Die Bradfords waren schon im alten England eine wohlhabende Familie gewesen, und über die Generationen hin hatten sie ein Kapital angehäuft, das heute zu den ansehnlichsten der Vereinigten Staaten zählte. Und ich war nicht nur Tante Janes Augenstern, sondern zugleich der einzige Erbe ihres immensen Vermögens.

»Du kannst nicht ohne wirklich triftigen Grund beim Präsidenten anrufen. Bestimmt gibt es sogar ein Gesetz, das das verbietet«, schaltete ich mich ein. Ich hatte keine Ahnung, ob es ein solches Gesetz wirklich gab - aber wenn ich Präsident wäre und eine Tante hätte wie sie, dann würde ich jedenfalls keine Sekunde zögern, dem Kongress genau dieses Gesetz vorzulegen.

»Das hier *ist* ein triftiger Grund!«

Ich verdrehte die Augen.

»Ich meine einen wirklich triftigen Grund«, betonte ich. Tante Jane öffnete den Mund, um den nächsten Schwall an Beschwerden und Drohungen loszulassen, aber als ihr Blick an meinem Gesicht hängen blieb, war ihr morgendlicher Ärger plötzlich besänftigt.

»Herrje, Kyle, du siehst ja schrecklich aus!«

Beunruhigt ging ich auf den Spiegel im Eck meines Zimmers zu und betrachtete mein Gesicht. Meine Haut, normalerweise schimmernd und sonnengebräunt, schien von einer weißen Farbschicht überzogen, meine blauen Augen waren von dunkelvioletten Augenringen eingefasst und meine Lippen waren zu einem dünnen, farb- und leblosen Strich geworden. Hätte ein Geist neben mir gestanden, hätte sogar ich selbst nicht mit Sicherheit sagen können, wer von uns beiden tot und wer lebendig war. Ich entfernte mich vom Spiegel.

»Alles okay. Ich hab nur nicht besonders gut geschlafen.« Ich reckte den Hals. Eine Massage wäre jetzt nicht schlecht ... Tante Jane nahm mein Gesicht in die Hände und sah mich an, als wäre ich eine vom Aussterben bedrohte Spezies.

»Das ist ganz bestimmt der Stress wegen deiner Rückkehr nach Drayton.«

»Kann schon sein.«

Ich strich liebevoll über die Uniform, die perfekt zusammengelegt auf dem Stuhl neben meinem Bett lag. An dem Wappen, das auf Brusthöhe des Jacketts angebracht war, blieb ich ein wenig länger hängen: ein Kaiseradler mit ausgebreiteten Schwingen und Heiligenschein, der von einer glamourösen goldenen Umrandung eingefasst war. Es gehörte fraglos zu der Sorte Abzeichen, die einem sofort ins Auge stechen. Und so wie ich Drayton kannte, war vermutlich genau das auch die Absicht gewesen, als man das grauenvolle Wappen entworfen hatte: Es *sollte* sofort ins Auge stechen.

Drayton war seit Jahrzehnten das angesehenste Internat der Welt. Zutritt zu den exklusiven Klassenräumen wurde nur solchen Schülern gewährt, die einen tadellosen Stammbaum vorzuweisen hatten, und die Lehrer standen im Ruf, die besten der besten zu sein. Kein Wunder, dass der Sinn des Wappens zum Teil auch darin bestand, die anderen Schulen vor Neid erblassen zu lassen – nur um *die* »Referenzinstitution« schlechthin zu sein, wie Direktor Lawrence nicht müde wurde zu betonen.

»Und?«, fragte ich und ließ von der makellosen Uniform ab. »Was hat dich denn jetzt eigentlich so aufgebracht?«

Kaum hatte ich die Sprache auf das Thema gelenkt, sprang Tante Jane auch schon wieder im Dreieck.

»Ach, Kyle, es ist entsetzlich. Und wir könnten jederzeit die Nächsten sein.«

Weil ich gerade erst aufgestanden war und mir die Erinnerung an den Albtraum noch im Nacken saß, verarbeitete mein Gehirn die Information nicht mit der üblichen Geschwindigkeit.

»Die Nächsten wobei?«

»Schau dir das an.« So gut es ging, strich sie die Zeitschrift glatt und hielt sie mir unter die Nase.

Kaum hatte ich das Foto gesehen, das dem Artikel auf der ersten Seite beigefügt war, wusste ich, was sie meinte. Auf dem Bild war eine Silhouette zu sehen, die sich in der Dunkelheit abzeichnete und fast in die Schwärze der Nacht überging. Die silberne Maske, die das Gesicht der Gestalt verdeckte, gab einen klaren Hinweis auf die Identität ihres Besitzers. Ich schnappte mir die Zeitschrift, jetzt mit deutlich größerem Interesse als zuvor, und las die Schlagzeile: »Polizei weiterhin erfolglos, Zero immer noch flüchtig, Kaiserin-Diadem bleibt verschwunden.«

»Sie haben es immer noch nicht gefunden?«, fragte ich ungläubig.

»Sieht so aus.«

Ich ignorierte Tante Janes wieder einsetzende Jammertiraden und konzentrierte mich auf den Text des Artikels:

»Der Diebstahl fand vor gut einem Monat während der Premiere von Macbeth in der Los Angeles Opera statt; zugegen war ausschließlich die High Society von Los Angeles. Man vermutet, dass die Tat zwischen 21:00 Uhr und 21:45 Uhr begangen wurde, kurz nach Beginn des zweiten Aktes. Genau wie in den vorangegangenen Fällen konnte die Polizei bislang keine Spur zu ...«

»Mir wird immer noch ganz schlecht, wenn ich daran denke, dass dieser Barbar das Kaiserin-Diadem gestohlen hat, während wir uns die Aufführung angesehen haben. Wir saßen doch direkt daneben!«, sagte Tante Jane. Sie stieß einen ihrer heißgeliebten theatralischen Seufzer aus und meinte dann: »Die ärmste Marissa Grossman hat sich immer noch nicht von der Sache erholt. Ist ja auch kein Wunder. Der Verlust des Kaiserin-Diadems ist einfach nicht wiedergutzumachen.«

Marissa Grossman war die Mutter meines besten Freundes, Mike. Kurz bevor das Schmuckstück verschwunden war, hatte ich den beiden noch Gesellschaft geleistet, und mir war immer noch völlig rätselhaft, wie Zero an das Diadem gekommen sein soll. Nach Beginn der Aufführung wurde niemand mehr in den Saal eingelassen. Und die Gänge wurden von Platzanweisern bewacht, damit auch ja kein Eindringling die erlauchten Gäste belästigte. Also? Wie alles, was mit dem mysteriösen Dieb zu tun hatte, war